

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 15

Artikel: Die Mutter
Autor: Metz, Erich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669503>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Mutter

Die Sonne meinte es gut in diesen letzten Herbsttagen. Golden lag ihr Schein auf den abgeernteten Feldern, rot und braun färbte sie das sterbende Laub der Bäume. Die Dächer des kleinen Städtchens leuchteten im Abendglanze, die blankgeputzten Fensterscheiben in den Häusern der kleinen Gasse schimmerten wie mattes Silber. Mit sanften Strahlen stahl sich die Sonne durch den Spalt der weissen Vorhänge und küsste das hagere Gesicht der weisshaarigen Greisin, der todkranken, sterbenden.

Sie war in ihrer letzten Stunde nicht allein, die alte Frau Stähelin. Zwei Nachbarinnen, keine jungen Frauen mehr, sassen an ihrem Bett und lauschten den Atemzügen der Schlummernden.

«Sie hat es gut gehabt in ihrem Leben, die alte Stähelin», flüsterte die eine der Frauen. «Wenn auch der Mann früh gestorben ist, ihr Sohn hat ihr alles gedankt, was sie an Mühe und Arbeit auf sich genommen hat. Als er dann in die grosse Stadt ging, um sein Glück zu machen, wie hat sie sich um ihn gesorgt. Ich war dabei, als sie seinen Koffer packte, habe gesehen, mit welcher Liebe sie es getan. Aber es war nicht umsonst. Zwei Jahre, drei Jahre hat er schwer kämpfen müssen, wie mir die Alte erzählte. Aber dann hat er es geschafft. Wissen Sie noch, wie sie eines Tages kam und den Brief zeigte, den er ihr geschrieben? Und zwanzig Franken waren darin, das erste, was er sich hatte ersparen können. Und dann kamen seine Briefe regelmässig, jeden Monat pünktlich, und man kann wohl sagen, er hat für die alten Tage seiner Mutter gesorgt.

Dabei hat sie immer noch gearbeitet, fast genau so viel wie in der Zeit, als es dem Sohne noch nicht so gut ging. Immer war sie fleissig, sass den ganzen Tag an der Nähmaschine, holte sich Arbeit hier und dort und tat, als sei sie schon am Verhungern, wenn sie einmal einige Wochen ohne Arbeit war. Ein wenig geizig war sie eigentlich, die alte Stähelin. Wenn ich einmal solch einen braven Sohn habe, der mir jeden Monat pünktlich mein Geld schickt, ich würde nicht soviel arbeiten.

Dabei hat sie sich nicht viel geleistet. Sicher wird sie eine ganz schöne Summe hinterlassen.»

Die Nachbarinnen schwiegen. Die alte Frau hat sich gerührt. Doch ihre Augen bleiben geschlossen. Sie schien zu schlafen. Sie schlief nicht. Ihre Gedanken wanderten.

Herbst war es gewesen vor vielen, vielen Jahren, als sie geheiratet hatte. Golden hatte die Herbstsonne geschienen, als sie ihren Buben das erstemal im Arme hielt. Schon damals war der Mann kränklich gewesen, doch die junge Frau Stähelin träumte von der Zukunft des kleinen Buben. Für ihn würde sie arbeiten, entbehren, schaffen und werken.

Schwere Zeiten waren gekommen, der Mann gestorben, der Bub wurde grösser, sie verhalf ihm zu einer guten Lehre. Als er dann ausgelernt hatte, bekam er eine Stellung in der grossen Stadt.

«Lass mich nur machen, Mutter!» hatte er gesagt. «Eines Tages bin ich ein reicher Mann und dann hole ich dich zu mir und werde dir alles vergelten, was du mir getan!»

Eines Tages! Dieser Tag war nie gekommen. Zuerst schrieb der Sohn hin und wieder, dann aber blieben seine Nachrichten ganz aus. Doch wenn die Nachbarn und die kleinen Händler, bei denen die alte Stähelin ihre kläglichen Bedürfnisse befriedigte, fragten, wie es dem Sohne ginge, dann lächelte sie stolz: «Gut geht es ihm, sehr gut. Ich sollte längst zu ihm gehen, doch ihr wisst ja, wie es ist, wenn einer Frau und Kinder hat. Dann ist es besser, die Mutter wohnt nicht nahe dabei.»

Eines Tages kam nun wirklich ein Brief vom Sohn. Es war ein unglücklicher, ein schrecklicher Brief. Der Sohn war in der Stadt in schlechte Gesellschaft geraten, gestohlen hatte er und man hatte ihn gefasst. Nun sei er aus dem Gefängnis entlassen, und ob die Mutter ihm nicht helfen könne?

Von diesem Tage an begann das Gerücht vom Geiz der Frau Stähelin. Von morgens um fünf Uhr bis in die späte Nacht ratterte die Maschine der Mutter. Heimarbeit liess sie sich von weit her kommen, und alles, was sie erübrigen konnte, nahm seinen Weg zum Sohn.

«Das verstehen wir nicht», sagten die Nachbarn, «wo es ihrem Sohne so gut geht! Er könnte Sie doch jetzt unterstützen!»

«Aber das macht er doch!» sagte Mutter Stähelin.

«Dann ist es eigentlich wunderbar, dass der Briefträger nie zu Ihnen kommt», sagten die Nachbarn.

Einige Wochen nach diesem Gespräch kam der Briefträger das erstemal zu Frau Stähelin. Er brachte ihr Geld, Geld aus der Stadt, vom Sohne. Jeden Monat kam er von da ab pünktlich, brachte einmal eine grössere, einmal eine ganz kleine Summe. Und stolz zeigte die alte Frau den Nachbarinnen den Postabschnitt. «Herzliche Grüsse von deinem Sohn», stand darauf.

«Solche Kinder wünschen wir uns auch», sagten die Nachbarinnen.

Die Greisin lächelte. Mit einem Lächeln entschlummerte sie wieder. Und als die Sonne rot hinter die Berge sank, da war auch das Leben der alten Frau erloschen.

Man wunderte sich, dass der reiche Sohn aus der Stadt nicht zum Begräbnis gekommen war. Und als von Amts wegen der Nachlass der Greisin geordnet wurde, da suchte man vergeblich nach dem vielen Gelde, das sie bei ihrem bescheiden sparsamen Leben hinterlassen hatte. In einem alten, abgerissenen Portemonnaie fand man drei Franken. Als der Nachlass versteigert wurde, da fand

man unter den Kissen fein säuberlich geordnet und mit Band zusammengeheftet drei Päckchen Postquittungen. —

Drei Päckchen.

In dem einen waren die Postquittungen für das Geld, das die alte Frau fast jeden Monat an eine Deckadresse in der Stadt gesandt, kleine und grössere Summen, die ihr wieder zurückgesandt worden waren. Das zweite Päckchen nämlich enthielt die anderen Abschnitte. Auf jedem fand man fein säuberlich von der zitternden Hand der alten Frau die Worte geschrieben: «Herzliche Grüsse von deinem Sohne».

Das dritte Päckchen aber waren wieder Quittungen für den gleichen Betrag. Es war das Geld, das die Mutter abgespart hatte von ihrem Munde und jeden Monat in die grosse Stadt gesandt an den missratenen und doch so geliebten Sohn. An ihn, von dem die alte Frau immer wieder mit stolzem Lächeln gesagt: «Mein Sohn? Er ist der beste auf der Welt. Jeden Monat schickt er mir Geld, jeden Monat ...»

Erich Metz.

EINE FRAU WARTET ...

Erzählung von Joh. P. Scherer

Unter den Menschen, die mir aus ferner Kindheit im Gedächtnis geblieben sind, finde ich auch eine Frau, von der ich euch erzählen will, obwohl ihr Schicksal klein und nicht des Aufhebens wert ist. Die Frau ist tot, ihr Name wurde vom Wind der enteilenden Zeit verweht, und das Haus, in dem sie wohnte, ist längst abgerissen worden.

Dieses Haus war in unserm Viertel allgemein als die Wanzenburg bekannt. Doch sei gesagt, dass es ganz ungerechtfertigt so genannt wurde, es war sauber, aber sehr baufällig und verwittert. Sonderbare Menschen wohnten darin, Menschen, von denen ich euch vielleicht ein andermal erzählen werde, denn heute will ich nur von Frau Fischer berichten.

Immer wenn dieser Name mir einfällt, bedrängen mich Erinnerungen an ferne und vergangene Tage, und ich sehe: ein altes Gebäude. Schwer und düster. Die Abendsonne fällt im Versinken darauf, manchmal blitzt eine Scheibe, die bewegt wird,

hell und dringend auf. Und auf einmal wird ein Fenster geöffnet, und eine scherbelnde Stimme ruft, mahnend und lockend: Dorelii! Doreliiii! Einige Minuten später kommt, leise und kläglich die Antwort: Miau ...

Das war Frau Fischer, die ihre Katze zum Essen rief. Frau Fischer war eine sehr alte Frau, viel über siebzig, mit weissen, schütterten Haaren, schmalem Gesicht, so humpelte sie, Tag für Tag einen Leiterwagen hinter sich herziehend, von Haus zu Haus und bot frische Eier an.

Sie bewohnte in der Wanzenburg zwei kleine Mansardenzimmer. Ihr Mann war Bauarbeiter gewesen, ein versoffener Kerl, der sie oft prügelte und dessen Jähzorn auch dem kleinen Sohn Karl das Leben schwer machte — bis Fischer eines Tages vom Gerüst stürzte und tot nach Hause gebracht wurde. Damals hatte Frau Fischer keine Katze, damals erschöpfte ihr ganzes Gefühl sich für Karl, erst als dieser sie verliess und die Ein-